

ÜBER SCHEIN UND WIRKLICHKEIT, EPHEMERES UND BEDEUTSAMES. ZUR AKTUALITÄT ALTER UNTERSCHIEDUNGEN IM LICHT NEUER FRAGEN

Karl Acham

University of Graz

karl.acham@uni-graz.at

Orbis Idearum, Vol. 1, Issue 1 (2013), pp. 29–45

Since the age of the ancient Greek philosophers, the distinction between reality and appearance, like the concepts of essence and attribute, has had a profound and enduring impact on occidental thought. Some philosophers drew on the analogy of the interface between the ideality of geometrical figures and their empirical manifestation to demonstrate the different ontological, epistemological and ethical status of the 'ideal', 'real' and 'phenomenal' domains. Proceeding from those theoretical premises predominant in the Western intellectual tradition, the following paper critically examines a set of highly significant but contested themes, including particular forms of reductionism, the epistemological ranking of cognition and experience, the graded authenticity of fact and fiction, and the assumed primacy of the economy over politics.

1. DAS WIRKLICHE ALS WIRKMÄCHTIGES: EINWIRKUNGEN UND AUSWIRKUNGEN

Wir haben es in der Erkenntnistheorie mit zwei Wirklichkeiten zu tun: mit einer empirischen und mit einer ideellen. Die empirische Wirklichkeit umfasst das Kontingente und Zufällige, die ideelle Wirklichkeit das Notwendige und Wesentliche, die empirische Wirklichkeit betrifft das Besondere, die ideelle das Allgemeine als das allen Besonderungen Gemeinsame. Ausgehend von Gegenständen der Mathematik und Geometrie wie Dreiecken und Kreisen unterschied man bereits früh die rational-apriorische Erkenntnis idealer Entitäten von der empirisch-aposteriorischen Erkenntnis kontingenter Phänomene. Den Ideen wurde dabei eine höhere gnoseologische Dignität und ihren Inhalten ein höherer Wirklichkeitscharakter zugeschrieben als den empirischen Gegenständen und den an ihnen gewonnenen Erfahrungen.

Nach Parmenides, einem der ganz frühen griechischen Denker, ist das wahrhaft Seiende, Wirkliche dasjenige, das keine Ursache hat, immer war und immer sein wird und zudem vollkommen ist. Als uneigentlich und als illusionärer Schein galten ihm alles Bewegte und der Wandel, als das Eigentliche aber das Unveränder-

liche und Dauernde. Zeitlichkeit stand so gegen Substantialität.¹ Eine offene Frage blieb es allerdings für lange Zeit, was dieses Substantielle sei. Den einen war es das Reich der Ideen und idealen Formgestalten, den anderen die bei allem Wandel beständige Wiederkehr des Gleichen, ganz im Sinne des stationär-rekurrenten Systems der Gestirne. Seit der „Scienza nuova“ des frühen 17. Jahrhunderts, aber mit besonderer Intensität seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts führten die Forschungen der Biologie und der Astronomie zu einer neuen Sicht der Dinge. Die Auffassung von den unveränderlichen Formen aller Lebewesen wich seit Buffon der – letztlich von Darwin formulierten – Lehre vom Ursprung und vom Wandel der verschiedenen biologischen Arten, und wie die Dinge auf Erden so galten seit Laplace und Kant auch jene des Himmels nach und nach als von Prinzipien der Evolution bestimmt.

Die Suche nach dem Dauernden im Wandel führte fortan zur Ermittlung von Theorien, welche die Bildungs- und die Wirkungsgesetze der Dinge umfassten, und sie erfolgte unter Bezugnahme sowohl auf die Bedingungen und Umstände, unter denen ein gegenwärtiger Zustand oder ein gegenwärtiges Ereignis zustande kam, als auch auf das, was durch diesen Sachverhalt – den Zustand oder das Ereignis – bewirkt wird. Die Betrachtung dieses Sachverhalts erfolgte dabei unter bestimmten Perspektivierungen: das eine Mal akzentuierte man als das „Wirkliche“ an ihm das, woher er stammt und woraus er besteht, also Einwirkungen, das andere Mal das, was er bewirkt, also *Auswirkungen*. (Wie man daraus ersieht, ist das „Wirkliche“ im Deutschen etymologisch eng mit dem Verbum „wirken“ verbunden.)

Das Wirkliche erlangt in beiden erwähnten Fällen den Status von etwas „Wesentlichem“ dadurch, dass ihm kausale oder funktionale Bedeutung zugeschrieben wird. Zustände und Ereignisse, denen diese Eigenschaft nicht zukommt, gelten als ephemere, flüchtig oder nur von marginaler Bedeutung. Hier stellt sich allerdings eine den ontologischen Status des in Betracht stehenden Sachverhalts betreffende Frage. Nehmen wir nun an, dieser Sachverhalt sei ein Mensch. Ist dieser Mensch in seiner „Wirklichkeit“ dadurch hinreichend erfasst, dass man das eine Mal zeigt, welche Faktoren auf ihn einwirkten, wodurch er also in seinem Was (etwa in seiner Berufsposition und seiner sozialen Rolle) und seinem Wie (etwa in seiner Tugendhaftigkeit oder Sorglosigkeit) „bewirkt“ wurde, dass man das andere Mal aber ausführt, was er – bewusst oder unbewusst – bewirkte? Ist denn damit nicht die Gefahr verbunden, dass gerade seine Persönlichkeit, sein „wirklicher“ Charakter, genetisch und effektorisch missverstanden oder überhaupt nicht gesehen wird? Ist er in seinem Wesen nur als das Produkt seiner Ursachen und Wirkungen zu begreifen, aber als nichts darüber hinaus?

1 Siehe dazu N. Hartmann: „Zeitlichkeit und Substantialität“. In: *Blätter für deutsche Philosophie* 12, 1938–39, S. 1–38.

2. GENETISCHER UND FUNKTIONALISTISCHER REDUKTIONISMUS

Mit dem Hinweis auf die kausale Verursachung eines Sachverhalts, also auf jene Faktoren, welche auf ihn eingewirkt haben, und mit dem Hinweis auf dessen funktionale Bedeutung, also seine kausalen Wirkungen, ist eine bestimmte Wirklichkeitsbehauptung verbunden. Das durch diese Perspektivierung sichtbar Gemachte verstellt unter Umständen Wesentliches an dem Sachverhalt. Wohl gilt für jede Perspektivierung der Satz: „Omnis determinatio negatio est“, – aber manche Negationen sind heuristisch fruchtbar, andere aber Desinformationen.

Wirklichkeitsfestlegungen dieser Art bilden die Grundlage für zwei Formen der Relativierung oder „Hinwegerklärung“ des Eigenwertes von Sachverhalten. So werden beispielsweise Vorgänge und Inhalte unseres Denkens, Fühlens und Wollens entweder kausal bloß als Derivate von Sachverhalten anderer Art oder aber bloß in ihrem funktionalen Wert als Mittel zur Bewirkung von bestimmten Zuständen, Ereignissen und Prozessen aufgefasst. Eine solche Einstellung sieht das Denken und Erleben des Menschen nicht mehr unbefangen als etwas „Wirkliches“ an, sondern fasst dieses als ein entweder abgeleitetes oder instrumentelles Phänomen von nachrangiger Bedeutung auf. Mit Theorien, welche das Wesen des ursprünglich in Betracht gezogenen Phänomens auf dessen Genese oder Funktion zurückführen, arbeiten unter anderem auch Darwin, Freud, Marx und Durkheim. Sie begreifen das Denken, Fühlen und Wollen vor allem als Wirkung von biologischen, psychischen, ökonomischen und sozialen Ursachen, die zumeist außerhalb des bewussten Erlebens zu liegen kommen, aber auch in seiner biologischen, psychischen, ökonomischen und sozialen Funktion. Darwin bezieht den Sinn unseres Verhaltens, einschließlich unseres Denkens, auf seine Funktion für das biologische Überleben, Freud auf seine Funktion für die Befriedigung libidinöser Bedürfnisse, Marx erklärt unser Erleben und Denken aus der Klassenlage und dem jeweiligen Klassenbewusstsein und bezieht auch den Sinn unseres Handelns auf unsere Rolle im Klassenkampf, während Durkheim und die von ihm inspirierte französische Wissenssoziologie die Ideenwelten, einschließlich ihrer Logiken, aus dem Kollektivbewusstsein der jeweiligen Gesellschaft ableiten. „Diese Relationierung“, so stellt Niklas Luhmann im Hinblick darauf fest, „bringt an den Tag, *daß das Erlebte auch anders möglich ist*. Ein anderes Leben würde sich in anderen Symbolen ausdrücken, seine unbefriedigten Triebe in anderen Vorstellungen sublimieren. Andere biologische Umwelten würden zu anderen Lebensordnungen führen, andere Produktionsverhältnisse zu anderen Ideologien.“²

Es sollen hier die berühmten Erklärungsversuche, von denen soeben die Rede war, natürlich nicht als desinformierende Aktivitäten denunziert, sondern auf ihre

2 N. Luhmann: „Wahrheit und Ideologie. Vorschläge zur Wiederaufnahme der Diskussion“. In: *Der Staat* 1, 1962; wieder abgedruckt in: *Ideologie – Wissenschaft – Gesellschaft. Neuere Beiträge zur Diskussion*, hg. von H.-J. Lieber, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1976, S. 38 f.

anthropologische Bedeutsamkeit hin betrachtet werden. Und dabei zeigt sich: Wenn alles Erleben auch anders möglich ist, ist seine Dignität nur eine von den dafür konstitutiven Umständen und Bedingungen entlehnte. Als wahrhaft „wirklich“ gelten daher die Erlebnisinhalte vielen nicht mehr, und der behauptete ontologische Primat der Genese bzw. der Funktion verstellt nicht selten den Weg zu einer sorgfältigen phänomenologischen Analyse eines Sachverhalts. Aber weder dessen Ursachen, noch dessen Funktionen sind mit diesem identisch. Und so gewinnt in Anbetracht möglicher genetischer oder effektorischer Fehlschlüsse – wenn auch anders als in der antiken Astronomie – die „Rettung der Phänomene“ wieder neue Aktualität.³

Was besagt nämlich die Bestimmung des Menschen durch biologische, psychologische, ökonomische und soziale Merkmale? Diese Merkmale präsentieren nach Ansicht bestimmter weltanschaulicher Parteigänger der vorhin genannten Autoren nicht lediglich *eine* Seite am Menschen, sondern die für ihn wesentliche. Die zunächst unbestimmte und – wie uns Geschichte und Ethnologie zeigen – vielgestaltige *Erscheinung* des Menschen werde durch jene Bestimmungen in ihrem Wesen, in ihrer *eigentlichen Realität* erfassbar. Hier begegnet uns wieder der alte, schon einleitend erwähnte Gegensatz von ideeller und empirischer Realität. Denn was für die doktrinären Anhänger von Darwin, Freud, Marx oder Durkheim als Essenz des Menschen erscheint, verstößt aus der Sicht des um die Erfassung der empirischen Realität des Menschen bemühten Anthropologen, aber auch des ihn in seiner Mehrseitigkeit darstellenden Künstlers gegen das Prinzip des methodischen Pluralismus. Beide sehen die verschiedenen essentialistischen Auslegungen des Menschen als zwar wertvolle, aber doch nur einseitige Repräsentationen des Menschen an. Der Mensch in seiner unverstellten Phänomenalität werde uns erst gegenwärtig, wenn wir die auf ihn als Gattungswesen bezogenen einseitigen Generalisierungen anreichern um das, was seine konkrete Individualität ausmacht: um die Darstellung von Schicksal, Zufall und Charakter.

3. ZUR AUSZEICHNUNG ONTOLOGISCHER GELTUNGSANSPRÜCHE

Bestimmte ontologische Geltungsansprüche erinnern an das soeben Ausgeführte, da sie – ähnlich den genetisch-kausalen und funktionalen Deutungen – mit der Auszeichnung bestimmter Elemente der Wirklichkeit verbunden sind. Exemplarisch sei hier auf John Locke und Voltaire hingewiesen, durch die das Spätere und Differenziertere in der Moral und der gesellschaftlichen Organisation, gleich wie

3 Zum genetischen Fehlschluss siehe N. R. Hanson: „The Genetic Fallacy Revisited“. In: *American Philosophical Quarterly* 4, 1967–2, S. 101–113.

in der Geschichte unseres Wissens, den höheren Wert zugeschrieben erhält, weil es den im menschlichen Wesen angelegten Möglichkeiten näher komme als alles Vorhergehende. Im Unterschied dazu verstand beispielsweise Jean-Jacques Rousseau die Spätformen der Vergesellschaftung, aber auch die von Moral und Kunst nur als Ausdrucksformen der Entfremdung vom ursprünglichen Wesen des Menschen, dessen existentielle Authentizität und „Wirklichkeit“ durch sie daher auch nicht zum Ausdruck gebracht werde.⁴ – Aus der Vielzahl von damit verwandten Prioritätsbestimmungen werden im folgenden nur zwei exemplarisch in Betracht gezogen.

1. *Normative und faktische Geltung.* Hier steht es zunächst dafür, sich auf die in der Ethik und der Philosophie der Politik ungemein wirkungsmächtige Tradition eines Denkens zu besinnen, das in der Ideenlehre des Platonismus seinen bedeutendsten Ausdruck fand. Platon ist dabei von mathematisch-geometrischen Sachverhalten ausgegangen. Wie man weiß, bedarf es keines durch Zeichnen und Zählen erbrachten Nachweises, dass die Summe der Winkel eines Dreiecks auf einer als plan gedachten Fläche 180° beträgt. Die realen Zeichnungen in darstellender Geometrie nähern sich wohl einem bestimmten approximativen Wert der „Idee“ des Dreiecks an, diese kann aber in der empirischen Realität nicht „Wirklichkeit“ werden. Daher drehte Platon den Begriff „Wirklichkeit“ um und erklärte das für einen Irrtum, was landläufig für wirklich gehalten wurde; das Verhältnis von „Sein“ und „Schein“ veränderte sich auf diese Weise grundlegend. Von nun an galt: Je mehr „Idee“, umso mehr „Sein“, und je näher man der „Idee“ komme, umso näher der „Wahrheit“. Friedrich Nietzsche bezeichnete dies als die „größte Umtaufung“, da Platon im Grunde „den Schein, als Artist, der er war, dem Sein vorgezogen“ und jenem die Attribute „Sein“, „Gutheit“, „Wahrheit“, kurz: alles beigelegt habe, dem man Wert beimisst.⁵

Platons metaphysischer Dualismus war auch bestimmend für die Zweiteilung, welche die politische Philosophie der Neuzeit charakterisiert: für die Unterscheidung von normativer und faktischer Geltung, idealem und faktischem Konsens. Als einer der ersten großen Kritiker der Staatslehre von Thomas Hobbes hat Jean-Jacques Rousseau versucht, den politischen Nominalismus des faktischen Wollens und des faktischen Konsenses mit dem Idealismus eines „wahren“ Wollens und des vernünftigen Konsenses zu versöhnen. Der Begriff der *volonté de tous* steht dabei für den faktischen Konsens, der Begriff der *volonté générale* für den vernünf-

4 Schon zuvor ging es in der berühmten „Querelle des Anciens et des Modernes“ an der Wende vom 17. zum 18. Jahrhundert um die Frage, inwiefern die Antike noch das Vorbild für die zeitgenössische Literatur und Kunst sein könne, oder ob sich nicht vielmehr auch in der Kunst ein stetiger Fortschritt nachweisen lasse, der nach Ansicht einiger in der Architektur des Klassizismus einen neuen Höhepunkt erreicht habe.

5 Siehe F. Nietzsche: *Aus dem Nachlaß der Achtzigerjahre*. In: *Werke in drei Bänden*, hg. von K. Schlechta, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1963, Bd. 3, S. 880.

tigen, auf der Basis zwangsfreier und leidenschaftsloser Vernunft gebildeten Konsens. Auch hier wird der empirische Befund des Willens aller als Schein, und nur in bestimmten Fällen als adäquate Repräsentation des allgemeinen Willens aufgefasst, dieser jedoch als das (ideale) Sein des politischen Geschehens. Die *volonté de tous* kann nach Auffassung von Rousseau irren, und daher sei es nötig, die *volonté générale* als Resultat eines faktischen Konsenses tugendhafter Bürger, welchen es bei ihren Voten um das Allgemeine geht, herzustellen. Was Rousseau meint ist – mit den Worten von Robert Spaemann – folgendes: „[D]ie *volonté de tous*, der faktische Konsens der meisten, ist die einzige Repräsentation der *volonté générale*, des vernünftigen Konsenses. Aber sie repräsentiert ihn nicht notwendig und nicht immer; und wenn sie ihn nicht repräsentiert, dann bleibt die *volonté générale* stumm. Mit anderen Worten: das Schlechte bleibt immer schlecht, auch wenn alle es wollen; aber das Gute ist nicht das Gute, solange es nicht von allen gewollt wird.“⁶

In diesem Denken wird vorausgesetzt, dass das Gute wahrheitsfähig ist und dass jede subjektive oder schichtspezifische Deutung des Allgemeinwohls genauso wie die mit der Anerkennung des politisch-weltanschaulichen Pluralismus notwendig verbundene Mehrparteien Demokratie der irrenden *volonté de tous* zuzurechnen sei. Bei Rousseau – wie schon lange zuvor bei Platon, wie aber auch bei Marx später – erscheinen die um das wahrhaft „Wirkliche“ und „Vernünftige“ in der Politik Bescheidwissenden als die zur Herrschaft Berufenen. Und wie es bei Platon nur *einen* Winkelsommensatz für die unterschiedlichen Dreiecke gibt, so bei Rousseau und seinen Nachfolgern, zu denen auch einige heutige Anwälte der Idee des vernünftigen Konsenses zählen, letztlich nur *eine* wahre Idee des Gemeinwohls. Der Kommunikationsprozess, welcher den Willen aller in den allgemeinen Willen transformiert, erscheint dabei als solcher der Wahrheit äußerlich. Er hat allein den Sinn, das immer schon prinzipiell Wissbare als etwas, das den Suchenden und Irrenden (noch) mehr oder weniger verborgen ist, an den Tag zu bringen.

Rousseau erscheint damit zunächst als Vertreter einer idealistischen Staatstheorie, welche die Legitimation von Herrschaft auf ein an und für sich Wahres gründet, dessen Erkenntnis dazu befugt, den vernünftigen Konsens aller zu antizipieren; als solcher steht er im Gegensatz zu empiristischen Gesellschaftstheoretikern wie Machiavelli und Hobbes, denen zufolge die Legitimation von Herrschaft als Autorität der Herrschenden oder als realer Konsens der meisten (wenn schon nicht aller) ihnen zum Schutz Anbefohlenen zu verstehen ist. Doch letztlich setzt Rousseau an die Stelle der Idee einer unstrittig gerechten Herrschaft die Idee eines herrschaftsfreien Konsenses, dessen Inhalt nichts anderes ist als die Freiheit. Bei ihr handelt es sich um die Grundbedingung der Ermöglichung dieses Konsenses selbst, der nach Spaemann „das Resultat eines durch keinerlei privilegierte Position ver-

6 R. Spaemann: „Die Utopie der Herrschaftsfreiheit“. In: *Zur Kritik der politischen Utopie. Zehn Kapitel politischer Philosophie*. Stuttgart: Klett 1977, S. 114.

zerzten, zeitlich und personell unlimitierten Diskurses“ ist. „Erst eine nach diesem Modell organisierte Gesamtgesellschaft könnte Legitimität beanspruchen. Aber da in ihr keine Asymmetrie in der Verteilung normativer Macht mehr stattfindet, bedürfte sie gar keiner Legitimation.“⁷

Die Idee des herrschaftsfreien – und eben deshalb wahren und vernünftigen – Konsenses hat in der gegenwärtigen Diskussion der politischen Philosophie als Leitidee durch Jürgen Habermas Aktualität gewonnen. Viele würden wohl auch dessen Idee einer herrschaftsfreien Gesellschaft als dem wahrhaft „Wirklichen“ ihre Zustimmung geben angesichts einer Herrschaftsabhängigkeit, die für sie nur den falschen „Schein“ des Politischen verkörpert. Doch eine Reihe von altbekannten Fragen ist nach wie vor ungelöst: Wer ist warum autorisiert zu bestimmen, was „Herrschaft“ bedeutet, und worin „Freiheit“ besteht? Von welcher Art ist jener „herrschaftsfreie Diskurs“, der die „wirklichen“ und wahren Nominal-, oder besser, Idealdefinitionen von den „nur“ empirischen und kontingenten Realdefinitionen jener beiden Begriffe zu unterscheiden erlaubt? Wird in ihm nicht etwa eine Verzichtleistung auf eigene Wertesetzung vorausgesetzt, da der Wert der Handlungen letztlich ja schon bestimmt ist, gleich wie die Sprechakte im herrschaftsfreien Diskurs selbst, durch welchen jener Wert erst freigelegt werden soll? Wie ist es dann aber um die Freiheit jedes einzelnen dieser Wertung Unterworfenen wirklich bestellt?

2. *Irrige Festlegungen.* Eine andere Art der normativen Festlegung von Wirklichkeits- oder ontologischen Geltungsansprüchen ist durch die Akzentuierung bzw. Vernachlässigung bestimmter Elemente in einem Argumentationsgang charakterisiert. Der Schein des sprachlichen Ausdrucks verführt die Interpreten zu falschen Annahmen, welche in einer eigentümlichen Verschiebung der Aufmerksamkeitsrichtung ihren Grund haben; sie können bis zu einer der auktorialen Intention entgegengesetzten Fixierung auf das in einem Argumentationsgang angeblich Wesentliche führen. Zu erinnern wäre hier an den berühmten siebenten und letzten Abschnitt in Wittgensteins *Tractatus*, der nur aus dem einen und vielzitierten Satz besteht: „Wovon man nicht sprechen kann, darüber muss man schweigen.“ Häufig legte man ihn so aus, als sei es Wittgenstein allein um Klarheit gegangen, und als wäre das sprachlich nicht klar Formulierbare irrelevant. Wittgenstein geht es jedoch überhaupt nicht darum, allein das Sagbare als wichtig anzusehen. So hat dieser Satz eine sowohl transzendente als auch moralphilosophische Bedeutung. Das eine Mal besagt er nämlich, dass das, was Sprechen oder Denken ermöglicht, nicht dessen Gegenstand sein kann; damit verweist Wittgenstein auf die Grenzen der philosophischen Rede, ähnlich wie dies etwa Hugo von Hofmannsthal in seinem *Chandos Brief* im Hinblick auf die Grenzen der dichterischen Ausdrucksmöglichkeiten auch tat. Darüber hinaus hat Wittgenstein aber

7 Ebd., S. 116.

die Bedeutsamkeit der Moral im Blick, die sich nicht mit den Mitteln der logisch-empirischen Sprache ausdrücken lasse – das wahrhaft Bedeutende ist nach ihm nicht sagbar. So schrieb er im Oktober 1919 an Ludwig von Ficker, dass der Sinn des *Tractatus* ein ethischer und dieser als zweiteiliges Werk anzusehen sei, dessen ethischer Teil nicht geschrieben worden ist. Denn das Geschriebene – nicht aber die Ethik! – würde nur Unsinn, weil letztlich belanglos sein. Zur Ethik schreibt er daher im *Tractatus* (6,42): „Darum kann es auch keine Sätze der Ethik geben. Sätze können nichts Höheres ausdrücken.“

Auf eine ähnliche Wertverschiebung trifft man bei einer ganzen Reihe von Kritikern jener Gegenüberstellung von Recht und Moral, wie sie für Rechtspositivisten in der Nachfolge von Georg Jellinek charakteristisch ist. Ihnen selber, so sagen jene Kritiker von sich, gelte die Moral als das Wesentliche in der Regelung zwischenmenschlicher Beziehungen, den Rechtspositivisten dagegen die Gegebenheit des jeweiligen gesetzten Rechts. So wird bis heute ohne Unterlass gegen den Rechtspositivismus von Hans Kelsen und Herbert L. A. Hart geltend gemacht, dass deren „Trennungsthese“ nicht nur zur begrifflichen Trennung von Recht und Moral geführt habe, sondern auch zur Ent- oder zumindest Amoralisierung des Rechts. Aber gerade dies ist von den Kritisierten nicht intendiert. Zwar können nach Ansicht der beiden genannten Rechtspositivisten die scheußlichsten Normen zum Gegenstand geltenden Rechts werden, es ist jedoch abwegig, ihnen unterstellen zu wollen, ihr Begriff der „Rechtsgeltung“ impliziere notwendig die Anwendung bzw. Befolgung solcher Regeln. Ihrem Verständnis des Rechtspositivismus zufolge gehe es vielmehr darum, durch die Trennung von Recht und Moral dem praktizierenden Juristen eine Rückzugslinie zu eröffnen, die dann nicht mehr besteht, wenn eine Koinzidenz zwischen dem faktisch geltenden Recht und der als richtig angesehenen Moral behauptet wird. „Recht ist nicht Moral; lass es nicht die Moral verdrängen!“⁸ lautet daher die Devise bei Hart, die für den Fall einer gravierenden Kollision gerade den Vorrang der Moral fordert. Daher ist es absurd, den Positivisten generell, wie dies immer wieder geschieht, eine Vergötzung der Faktizität des Rechts vorzuwerfen.

4. ERLEBEN UND ERKENNEN UND DAS PROBLEM DER ADÄQUATEN METHODOLOGIE

Die Emphase, die auf dem Ausdruck „Wirklichkeit“ liegt, führte in der Geschichte des philosophischen Denkens der Neuzeit zur Auszeichnung von Phänomenen primärer gegenüber solchen von sekundärer Ordnung oder Qualität. So wurde eine Zeit lang nur solchen Beschreibungen und Erklärungen kognitiver Wert zu-

⁸ H. L. A. Hart: *Recht und Moral*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1971, S. 42 f.

gesprochen, die im Sinne des *mos geometricus*, des geometrischen Denkstils, formuliert sind. Derartiges geschah bekanntlich unter dem Einfluss der „Scienza nuova“ des 17. Jahrhunderts, als man versuchte, die phänomenale Welt auf die „primären Qualitäten“ der physikalischen Welt zurückzuführen und die subjektive Wahrnehmung in den Eigenschaften des wahrgenommenen Objekts zu fundieren. Nun erschien es so, als seien die Tatsachen des Gefühls, der Stimmungen, des Wollens nur etwas in dem Sinne Subjektives, dass darüber nichts intersubjektiv Verbindliches ausgesagt werden kann.

Dagegen bezog bereits Pascal Stellung. Nach ihm besteht bekanntlich im Denken alle Würde des Menschen, wie er in den *Pensées* ausführt. Denn dessen Pflicht sei es, richtig zu denken.⁹ Das Denken umfasse allerdings nicht allein den Bereich des Verstandes, sondern auch die Vernunft, die durch Gefühl und Willen mitbestimmt sei. Und so spricht Pascal bekanntlich von einer „Logik des Herzens“, einer „*logique du cœur*“, und findet, das Herz habe Gründe, die der Verstand nicht kennt,¹⁰ der ein auf das Erkennen von logischen Grund-Folge- und empirischen Ursache-Wirkungs-Beziehungen bezogenes Seelenvermögen sei. Auch heute akzeptieren wir, dass die psychologischen Gründe und Motive auf einer anderen Ebene liegen als die physikalischen Ursachen, und daher ist Pascal, wie Kant auch, ein Gewährsmann für die Kritik an Verkürzungen der Vernunft. Er, der große Mathematiker und Physiker, weist uns darauf hin, dass die Wissenschaft sich nicht auf *Science*, also auf Naturwissenschaft, Technik und Medizin, verkürzen lässt, sondern dass auch die bildende und darstellende Kunst, die Musik und die Literatur – gleich wie Moral, Politik und Jurisprudenz – eine spezifische Rationalität aufweisen, weswegen ihrer Erforschung, den Geisteswissenschaften, auch ein spezifischer Wissenschaftsstatus zukommt. Das, was als „wirkliche“ und „bedeutsame“ Erkenntnis gelten kann, bemisst sich also an den Erfordernissen der Sache, nicht aber einer wie immer gearteten methodischen Vorentscheidung. Von Pascal führt eine Ideenlinie über Vico und Herder zu Dilthey und Gadamer.

Die Vertreter der Geisteswissenschaften sehen ihre Aufgabe in der Regel nicht in der Entdeckung von allgemeinen Theorien und Gesetzen, sondern in der – durchaus unter Zuhilfenahme nomologischer Hypothesen erfolgenden – Erforschung des Besonderen. Sie, aber auch die im Bereich der historischen Sozialwissenschaften Tätigen, verstehen ihre Disziplinen als „Wirklichkeits-“, und nicht als „Gesetzeswissenschaften“. ¹¹ Aber selbstverständlich gibt es Generalisierungen auch

9 Siehe B. Pascal: *Pascal's Gedanken über die Religion und einige andere Gegenstände*. Berlin: Besser 1840, I. Teil, 4. Abschnitt, Absatz 6.

10 Siehe ebd., II. Teil, 17. Abschnitt, Absatz 5.

11 Diese Bezeichnungen gehen auf Wilhelm Dilthey zurück und finden sich in den methodologischen Schriften von Simmel, Windelband, Troeltsch, Rickert und Weber. – Zum Allgemeinen bei Rickert und Weber siehe E. Massimilla: *Max Weber zwischen Heinrich Rickert und Johannes von Kries. Drei Studien*. Aus dem Italienischen von C. Voermanek, Köln / Weimar / Wien: Böhlau 2012, S. 21–104.

in den Geisteswissenschaften, nur ist es nicht deren vorrangiges Ziel, solche zu finden. Doch jede Deutung oder Erklärung erweist eine Bezugnahme auf allgemeine Begriffe oder Gesetzmäßigkeiten als unerlässlich.¹² So ist ja auch in der Forschung der methodologische Holismus in bestimmten Zusammenhängen so unverzichtbar wie der methodologische Individualismus in anderen. Gleich falsch wie ein methodologischer wäre ein ontologischer Monismus, der a priori das Systemganze – etwa makrophysikalische oder makrosoziologische Sachverhalte – als das Wirkliche und dessen Teile – zum Beispiel mikrophysikalische oder mikrosoziale Komponenten solcher Ganzheiten – als Schein ansähe; aber ebenso falsch wäre einer, der das Gegenteil behauptete.

Natürlich gibt es Situationen, in denen aus einsichtigen Gründen der komplexen Einheit eines Ganzen ein höherer ontologischer Status zugeschrieben wird als den dieses Ganze konstituierenden Teilen. Diese „Wirklichkeit“ zu erschließen erscheint beispielsweise als Ziel historischer Synthesebildungen, in denen es um die Rekonstruktion der Bilder von Zuständen, Ereignissen und Prozessen der geschichtlich-gesellschaftlichen Welt aus unterschiedlichen Blickwinkeln geht. Die Situation ist der in einem buddhistischen Gleichnis ähnlich, das seinen Anfang bei einer Frage nimmt, die seine Schüler an Buddha richten: „Meister, was ist die Welt?“ Darauf erzählte der Erleuchtete folgende Geschichte:¹³ Der König von Shravasti hieß einmal zehn Blindgeborene sich um einen Elefanten herum zu stellen. Sie sollten durch Tasten erkunden, wie der Elefant beschaffen sei. Der eine sagte: Ein Elefant ist glatt und spitz – er hatte den Zahn des Elefanten gefühlt; der andere sagte: Ein Elefant ist rau und haarig – er hatte das Ende des Schwanzes betastet; wieder ein anderer sagte: Ein Elefant ist rund und länglich – es war dies der Tastbefund, der sich auf das Bein bezog. Jeder antwortete nach sorgfältiger Prüfung und nach bestem Wissen, jeder hatte Recht in Bezug auf das, was er unmittelbar vor sich hatte, aber von dem Ganzen, für das der Ausdruck „Elefant“ steht, hatte keiner eine Ahnung.

Die Situation des Historikers ist der des Blindgeborenen nicht unähnlich, denn auch sein Wissen ist Stückwerk. Und doch ist das Gleichnis nur von begrenzter Aussagekraft. Denn die Geschichte existiert nicht als ein fertiges Objekt, ist also nicht in dem Sinne „wirklich“, wie dies für den Elefanten in der Fabel gilt. Viel-

12 Neben der *partikularisierenden Rekonstruktion* der holistischen Methode, die von Ganzheiten (Zuständen, Ereignissen oder Prozessen als Systemen) ausgeht und die Funktion ihrer Struktur für die Eigenschaften der Teile (Systemkomponenten) ermittelt, gibt es die *generalisierende Rekonstruktion* der individualistischen Methode. Diese setzt bei den Teilen an, wobei es das eine Mal um das Aufsuchen eines Allgemeinen als des ihnen Gemeinsamen geht, das andere Mal um das Erschließen derjenigen Struktur, welche es gestattet, aus den Teilen eine Ganzheit (ein System) zu formen, die mit ihnen – möglichst ohne Rest – kompatibel ist.

13 Siehe H. von Glasenapp: *Die fünf großen Religionen*, 2 Bde., Düsseldorf / Köln: Diederichs 1952, Bd. 1, S. 505–507.

mehr schafft sich der Historiker unter Benutzung von Daten und den aus ihnen gewonnenen Fakten eine Vorstellung davon, was als Erfragtes den Inhalt seiner Antwort auf die ihm gestellte Frage bilden kann. Die Formulierung der Frage und die Exposition des Problems ist eine Konstruktion oder auch eine Konvention, die er mit Fachkollegen teilt. Mit dieser ist das, was man „Theorie“ nennt, eng verbunden, und das heißt vor allem: die Sichtfelddimensionierung, die Wahl der Darstellungsmittel, die Hypothesenbildung. Ohne diesen Primat der Theorie kommt keine historische Forschung aus. Aber eine Sache der Willkür und der Beliebigkeit ist das Geschäft des historisch Forschenden deshalb noch nicht. Durch Anwendung der Theorie wird, wie Reinhart Koselleck bemerkte, „der Forschung kein Freibrief erteilt. Denn die Quellenkritik behält ihre unverrückbare Funktion. [...] Streng genommen kann uns eine Quelle nie sagen, was wir sagen sollen. Wohl aber hindert sie uns, Aussagen zu machen, die wir aufgrund der Quellen nicht machen dürfen. Die Quellen haben ein Vetorecht.“¹⁴

Diese Quellen sind gewissermaßen die Knotenpunkte des Theorie-Netzes, welches der Historiker im Ozean der Geschichte auslegt. Und die Fische sind die eine „Wirklichkeit“, um die es geht, die Netze aber die andere „Wirklichkeit“, ohne die beim Fischen nichts geht; jene wird noch zu fassen gesucht, diese aber ist schon vorhanden und als bewährt vertraut.¹⁵

5. ERLEBEN UND ERKENNEN IN IHRER BEZIEHUNG ZUM FAKTISCHEN UND FIKTIONALEN

Was unser sogenanntes Weltbild angeht, so ist dieses voller Mutmaßungen über die natürliche und die gesellschaftlich-geschichtliche Wirklichkeit. Fiktionen, Als-ob-Annahmen (im Sinne von Hans Vaihinger¹⁶) beherrschen also nicht nur die schöne Literatur, sondern auch Philosophie und Wissenschaft. In der Philosophie spannt sich etwa der Bogen von den Utopie-Konzeptionen der Staatsphilosophie (Thomas Morus, Francis Bacon, Tommaso Campanella etc.) bis zur Postulaten-Lehre Immanuel Kants; Freiheit, Gott und Unsterblichkeit galten diesem bekannt-

14 R. Koselleck: „Standortbindung und Zeitlichkeit. Ein Beitrag zur historiographischen Erschließung der geschichtlichen Welt“. In: *Objektivität und Parteilichkeit*, hg. von ders. / W. J. Mommsen / J. Rüsen, München: Deutscher Taschenbuch Verlag 1977, S. 45.

15 Es ist allein eine Sache der Erkenntnispragmatik, ob man das Fundament der Rekonstruktion (das Begründende) oder aber das auf seiner Grundlage Erschlossene (das Begründete) als Wirklichkeit höherer Ordnung begreift. Maßgeblich dafür ist in der Regel der Umstand, was man bereits weiß und wonach man noch sucht.

16 Siehe H. Vaihinger: *Die Philosophie des Als Ob. System der theoretischen, praktischen und religiösen Fiktionen der Menschheit auf Grund eines idealistischen Positivismus. Mit einem Anhang über Kant und Nietzsche*. Berlin: Reuther & Reichard 1911; ^{9/10}1927.

lich als für unsere Moral unverzichtbare Als-ob-Annahmen. Auch in der Wissenschaft ist ihre Wirksamkeit nicht zu übersehen.

Reinhart Koselleck hat sich, wie unter anderem auch Franz K. Stanzel,¹⁷ die Frage gestellt, in welchem Maße und unter welchen Bedingungen es möglich ist, dass uns historische Fiktionen zu Realitätserfahrungen verhelfen können. Ab wann wird aber die Geschichte als quellengestützte „Kunst, die auf Kenntnissen beruht“ (Golo Mann)¹⁸ zur Fabel, zum bloßen „Schein“? Der uns hier interessierende Aspekt der Frage betrifft vor allem den Realitätsanspruch des authentischen subjektiven Erlebens gegenüber dem des distanzierten, objektiven Erkennens.

Koselleck berichtet in einem 1997 erschienenen Aufsatz¹⁹ über eine Briefsammlung von deutschen Soldaten aus Stalingrad,²⁰ welche nicht mehr heimkehrten, deren Nachrichten aber mit den letzten Postsäcken nach Deutschland verbracht worden sind. Reichspropagandaminister Goebbels hielt diese Post zurück, in der Erwartung, daraus beizeiten eine Auswahl diktieren zu können, die vom Heldentum der in Stalingrad Gefallenen und Vermissten zeugen sollte. Diese vier oder fünf Postsäcke von Briefen, die nie ihre Adressaten erreichten, reichen in ihrer Aussage, wie Koselleck schreibt, „von der absoluten Verzweiflung über sarkastische Kommentare und ironische Bemerkungen hin zu zynischen Bonmots der dort demnächst Sterbenden und weiter über lethargische und zurückhaltende Nachrichten bis zu Zeichen der Demut oder tiefer Frömmigkeit. Verlassenheit und Hilflosigkeit dominieren, und es finden sich nur wenige Bekenntnisse zum NS-System, dessen Durchhalteparolen die offizielle Öffentlichkeit beherrscht hatten.“²¹ Die Wirklichkeit der Schlacht, so zeigen uns diese Briefe, welche ein breit gestreutes Wahrnehmungsspektrum umfassen, ließ eine Sinnstiftung der Ereignisse von Stalingrad aus deutscher Sicht nicht zu.

„Das Ärgerliche an dieser aufregenden Quellensammlung“, so stellt Koselleck fest, „ist nur, daß sie eine Fälschung ist. Es war ein Propagandamann im Dienst von Goebbels gewesen, der zwar Kenntnis von diesen letzten Briefen hatte – aber die, die er veröffentlicht hatte, sind offenbar aus seiner eigenen Feder geflossen.“²² Die geschickt gemachte Fiktion der Briefe reichte hin, um bei den Lesern, bei denen diese Briefsammlung großen Anklang fand, Zustimmung dafür zu finden,

17 Siehe F. K. Stanzel: *Welt als Text. Grundbegriffe der Interpretation*. Würzburg: Königshausen & Neumann 2011. – Hier auch einschlägige weiterführende Literatur.

18 G. Mann: „Plädoyer für die historische Erzählung“. In: *Theorie und Erzählung in der Geschichte*, hg. von J. Kocka / T. Nipperdey, München: Deutscher Taschenbuch Verlag 1979, S. 53.

19 Koselleck: „Vom Sinn und Unsinn der Geschichte“. In: *Merkur* 51 (1997). Wieder abgedruckt in: Ders.: *Vom Sinn und Unsinn der Geschichte. Aufsätze und Vorträge aus vier Jahrzehnten*, hg. und mit einem Nachwort von C. Dutt, Frankfurt am Main: Suhrkamp 2010, S. 9–31.

20 *Letzte Briefe aus Stalingrad*. Frankfurt am Main / Heidelberg: Quadriga 1950; Gütersloh: Mohn 1954.

21 Koselleck: *Vom Sinn und Unsinn der Geschichte*, S. 9 f.

22 Ebd., S. 10.

dass aus der Sicht der in Stalingrad kämpfenden deutschen Soldaten Stalingrad ein sinnloses Unternehmen war und diese „Sinnlosigkeit“ auch als solche erfahren wurde.

Zunächst ist hier vor allem von Bedeutung, dass mitunter Fiktionales, Illusionäres, Scheinbares die Erlebniswirklichkeit – also die anschauliche, entweder persönlich erlebte oder doch nacherlebte Geschichte – offensichtlich besser zu spiegeln vermag als dies Statistiken können; Begriffe ohne Anschauungen sind nun einmal leer. Sodann fällt auch auf, dass die Bestimmung des Verhältnisses von Schein und Wirklichkeit häufig mit der Zuordnung zum Begriffspaar Erlebnis und Erkenntnis verknüpft ist: das eine Mal ist das Erlebnis das Wirkliche, das andere Mal die Erkenntnis des Ereignisses in seinem Wirkungszusammenhang.

Die Unterscheidung von „Schein“ und „Wirklichkeit“ sagt wohl – hier wie auch in anderen Fällen – mehr über unsere Bedeutsamkeits- oder Interessensgesichtspunkte aus als über einen unabhängig davon bestehenden ontologischen Status des mit dem Begriffspaar Gemeinten. Dies gilt – nicht nur, aber vor allem – für das historische Gedächtnis.²³ So wäre es, um wieder auf Stalingrad zurückzukommen, vermessen, beispielsweise als das „Wesentliche“ dieser Schlacht die „subjektive“ gegenüber der „objektiven“ Seite des Geschehens ausspielen zu wollen, oder, umgekehrt, das Erleben und vor allem das Leiden der in das Kampfgeschehen involvierten Soldaten als zweitrangig gegenüber den Ursachen dieses Geschehens – z. B. der politischen Situation, der militärischen Planung, der Logistik und der Ausrüstung – anzusehen, sowie auch gegenüber der funktionalen Bedeutung von Stalingrad für die weitere Entwicklung des Krieges, ja der internationalen Geschichte. Das, was als „wesentlich“, als das Denken und Handeln wirkungsvoll Bestimmende und in diesem Sinne als das „Wirkliche“ angesehen wird, kann sich sonach entweder auf das Leben und Erleben der Kämpfenden oder aber auf die Kausalität oder die Funktionalität (Finalität) des Geschehens beziehen.

Die Entscheidung darüber, was zählt, trifft somit das Interesse des Historikers: entweder desjenigen, der sich um die Vergegenwärtigung fremder persönlicher Erfahrungen bemüht, oder jenes anderen, dem es um den Nachweis von Wirkungszusammenhängen zu tun ist. Die Feststellung des „Wirklichen“ und „Realen“ (im Sinne des Wesentlichen) – im Unterschied zum „Schein“ und zum „Scheinbaren“ (im Sinne des Unwesentlichen) – ist eine vierstellige Relation, welche in der folgenden Frage ihren Ausdruck findet: *Was wird von wem in Bezug worauf als wirklich angesehen?* Und was, so muss man ergänzend hinzufügen, sind die Kriterien für die Richtigkeit der als Antwort auf diese Frage vorgelegten Ansicht?

23 Statt umfangreicher Hinweise auf das boomende Genre zeitgenössischer Erinnerungsliteratur sei hier nur ein kurzes Zitat aus S. Rushdies *Midnight's Children*. London: Vintage 1995, S. 268 als Beleg angeführt: „Memory has its own special kind. It selects, eliminates, alters, exaggerates, minimizes, glorifies, and vilifies also; but in the end it creates its own reality, its heterogeneous but usually coherent version of events; and no sane human being ever trusts someone else's version more than his own.“

6. ZUM STREIT ÜBER DEN PRIMAT VON POLITIK ODER ÖKONOMIE

Was man an den Bildern von Geschichte und Gesellschaft als „wirklich“ oder aber als ideologischen „Schein“ anzusehen hat, ist seit alters her eine Sache von oft heftigen Kontroversen. Das bezeugt unter anderem der Streit über den Primat von Politik oder Ökonomie, der in jüngster Zeit die latente – und übrigens recht deutsche – Auseinandersetzung „Kultur und Lebenswelt *versus* Zivilisation und Technokratie“ übertönt. Er erweist sich gelegentlich als Ausdruck normativer Festlegungen auf weltanschauliche oder ideologische Positionen, die entweder einem Wunschdenken Ausdruck verleihen oder aber dem Bedürfnis nach Verketzerung entspringen; in der Regel gedeihen sie besonders gut fern von jeglicher empirischen Analyse.

Ein treffliches Beispiel für solche Festlegungen bilden die unterschiedlichen Gewichtungen von „Kultur“ und „Zivilisation“. Bezieht sich – im Deutschen – „Kultur“ (im Singular) auf das Wertgeschehen in den Bereichen von Brauch, Sitte, Religion, Kunst, Moral und Politik, so steht der Ausdruck „Zivilisation“ für den Inbegriff von Technik, Wirtschaft, Organisation und Verwaltung. Wie manchen scheint, erfolgt in der Gegenwart eine deutliche Wertverschiebung: von der Kultur hin in Richtung der Zivilisation, insbesondere zu deren ökonomischer Komponente. So würden die jüngsten Entwicklungen der europäischen Finanzkrise auf eindrucksvolle Weise den „Primat des Ökonomischen“ gegenüber der Politik zum Ausdruck bringen. Angesichts dieses Kampfes stellt sich auch die Frage nach dem Verhältnis von Schein und Wirklichkeit in der gesellschaftlich-geschichtlichen Welt aufs Neue, und das heißt: nach der treibenden Kraft in ihr und den von dieser Kraft abhängigen anderen Faktoren des Geschehens. Besehen wir uns kurz die Sachlage.

Derzeit lassen sich in der Philosophie der Politik und der Sozialphilosophie, aber auch in der sozialwissenschaftlichen und politökonomischen Analyse zwei Positionen ausmachen. Der einen zufolge kommt der Ökonomie eine nicht gebändigte Wirkungsmacht zu, sie sei entfesselt. Nie zuvor in der europäischen Geschichte sei es denkbar gewesen, Ratingagenturen, Finanzanalysten oder irgendwelchen Spitzenbankern die Bewertung demokratischer Prozesse, ja selbst der Prinzipien unserer demokratischen Gemeinwesen zu überlassen. Eine Verankerung der Wirtschaft in der Gesellschaft und die Legitimierung des Ökonomischen durch Volksentscheid seien deshalb, wie etwa Jürgen Habermas meint, unverzichtbar, zumal doch das Volk der Souverän in der Demokratie von heute sei. Nicht zu übersehen sei zudem im Europa von heute, dass angesichts der „Systemimperative des verwilderten Finanzkapitalismus“ und der gerade „zerberstenden“ regionalen „Lebenswelten“ frei kommunizierender Bürger „die fehlende supranationale Handlungsfähigkeit“ der „Schamfleck“ einer europäischen „Währungsgemeinschaft ohne Politische Union“ sei.²⁴

Die andere Fraktion in dieser Auseinandersetzung ist davon überzeugt, dass es nicht genüge, dem „verwilderten Finanzkapital“ die Lebenswelt gegenüberzustellen. Damit indiziere man zwar, wie beispielsweise Ernst-Joachim Mestmäcker gegen Habermas einwendet, den Feind, trage aber weder etwas zu den überfälligen Reformen des Bankwesens in Europa und den USA bei, noch mache man sich ausreichend die Verantwortung der Politik an der ökonomischen Malaise klar.²⁵ Hier nur den Primat der Politik gegenüber der Wirtschaft einzufordern wirkt ja in Anbetracht der Versäumnisse der Politik in der Tat reichlich sonderbar.

Das Misstrauen gegenüber dem Primat der Politik hat vor allem mit der Tatsache zu tun, dass die zeitgenössische politische Elite in vielen Ländern Europas im Bestreben nach Anerkennung (und das heißt: Wiederwahl) von einer geradezu unverantwortlichen Großzügigkeit bestimmt war. So erst kam der Kapitalmarkt ins Spiel und mit ihm eine eigentümliche Symbiose von Wirtschaft und Politik.

Der Ablauf dieser symbiotischen Interaktion von Politik und Ökonomie gestaltete sich folgendermaßen: Die Banken halfen den Politikern, die Wachstumsraten der vergangenen Jahrzehnte und – über eine großzügige Sozialpolitik – auch die Zustimmung der Wähler zu kaufen. So sind eine völlig aus dem Ruder gelaufene Politik des „*deficit spending*“ und die Exzesse an den Finanzmärkten²⁶ nur die beiden Seiten derselben Medaille: Die Schuldenexzesse der Politik wären nicht denkbar ohne die Finanzindustrie, und die Politiker arbeiten – ungeachtet der öffentlichen Einforderung einer autonomen Politik – insgeheim bestens mit den Finanzindustriellen zusammen, ja sie stellen sich sogar schützend vor diese. Und so retten die Politiker die Banken mit jenem Geld, das sie sich zuvor bei ihnen geliehen haben. Das aber entspricht nicht der von linken Sozialphilosophen so gerne kritisierten „Marktwirtschaft“, vielmehr ist dies der blanke Verrat an deren Prinzipien. Der Markt ist nicht entfesselt, sondern er wird durch eine eigentümliche

24 J. Habermas: „Rettet die Würde der Demokratie“. In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 5. November 2011, S. 31.

25 E. J. Mestmäcker: „Der Schamfleck ist die Geldverachtung“. In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 18. November 2011, S. 33.

26 Die Finanzwirtschaft generiert derzeit nicht nur Schamloses, sondern mitunter auch groteske Dinge. So fürchten sich Aktionäre der deutschen Commerzbank zwar vor einem Absturz auf Pennystock-Niveau, Kunden der Bank können jedoch mit zwei neuen Zertifikaten dagegen Gewinne machen, wenn dieser Ernstfall eintritt. Im *Handelsblatt online* vom 25. November 2011 ist in diesem Zusammenhang zu lesen: „Die Commerzbank lädt zur Spekulation auf ihren eigenen Untergang ein. Im riesigen Zertifikate-Sortiment der zweitgrößten deutschen Bank finden sich seit gestern zwei Papiere, mit denen Anleger Gewinne machen, wenn die Commerzbank-Aktie auf Pennystock-Niveau, also unter einen Euro, gefallen ist. Je tiefer das Papier stürzt, desto mehr können Crash-Propheten verdienen. Prozentual gewinnen sie sogar deutlich mehr, als die Aktionäre im Gegenzug verlieren. Dafür sorgt die Hebelwirkung der Optionsscheine mit den Kennnummern CK5NBM und CK5NBS.“ – Siehe R. Drescher: *Commerzbank bietet Wette auf den eigenen Untergang*, URL: <<http://www.handelsblatt.com/finanzen/zertifikate/nachrichten/optionsscheine-commerzbank-bietet-wette-auf-den-eigenen-untergang/5885692.html>>; eingesehen am 4. Dezember 2011.

Allianz von Politik und Finanzindustrie außer Kraft gesetzt. Dies ist der Hintergrund für den in den beiden letzten Jahrzehnten konstatierbaren Bedeutungszuwachs der Finanzwirtschaft gegenüber der sogenannten Realökonomie. „Die öffentliche Aufarbeitung dieser unheilvollen Allianz von Bankern und Politikern, von Schuldenmachern und Kreditverkäufern, wäre“, wie Gabor Steingart vermutet, „eine Debatte, die sich lohnte.“²⁷

Die Ökonomisierung des Politischen ist auch in einer anderen Hinsicht eine Konsequenz der Politik: nämlich in Bezug auf die unterbliebene politische Einigung Europas. Hätten sich nämlich, so meint der Ökonom Bertram Schefold, die Engländer dem Euro-Raum angeschlossen, so wäre „Euroland“ mit der Europäischen Union im wesentlichen identisch gewesen: Schweden, Dänemark und einige noch fehlende Länder wären dem Vorbild Englands bald gefolgt.²⁸ „Gäbe es aber eine Identität von Euroland und EU, würde die jahrzehntelange Bemühung, die europäischen Institutionen in Brüssel zur Staatlichkeit auszubauen, in einen selbsttragenden Prozess der Staatenbildung übergehen. [...] Dadurch legitimiert hätte die Kommission in Brüssel, umgebildet zu einer Regierung, auch die Macht, jene fiskalischen Entscheidungen durchzusetzen, ohne die es so schwer ist, die europäische Wirtschaft zu ordnen, ob es nun um die Banken geht, die Rechte und Pflichten der Mitgliedstaaten bei der Verwaltung ihrer Haushalte oder die Lohn- und Arbeitsmarktpolitik.“²⁹

Wäre also, so lässt sich daraus folgern, die Politik in Europa auf andere Weise tätig geworden, hätte sie wohl den Primat behalten und wäre nicht in jene eigentümliche Abhängigkeit von ökonomischen Folgen des eigenen Handelns geraten. Noch besteht so etwas wie eine relative Autonomie des Politischen, auch wenn der Schein des öfteren trügt und mancher „öffentliche Intellektuelle“ heutzutage wieder einmal, wie früher auch, dem Schein einen apriorischen Wirklichkeitscharakter attestiert: wieder einmal soll gelten, dass alle Politik bloß ein Derivat der Produktionsverhältnisse sei.

Doch was hat nun definitiv den Primat, was ist „wirklicher“: die Politik oder die Wirtschaft? Apriori nichts von beiden! Faktisch aber gilt: manchmal eher die Politik, manchmal eher die Wirtschaft. Es kommt – in diesem Fall, wie auch in anderen Fällen³⁰ – auf die jeweiligen Gegebenheiten, hier: auf die Bedingungen der geschichtlich-gesellschaftlichen Welt, an. Wie sagte doch schon Wilhelm Busch

27 G. Steingart: „Der Angriff auf die Marktwirtschaft“. In: *Handelsblatt* online, 17. 12. 2011; URL: <<http://www.handelsblatt.com/politik/international/angriff-auf-die-marktwirtschaft/5808584.html>>.

28 Schefold spricht bewusst nicht von Großbritannien – vor allem wegen der andersartigen Einstellung der Schotten zur politischen Einigung Europas. – Siehe Bertram Schefold: „Die Engländer sind schuld“. In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 25. November 2011, S. 12.

29 Ebd.

30 Der Streit darüber, wem der höhere Realitätsgehalt zukomme: der Kultur oder der Zivilisation, erinnert an die Auseinandersetzungen darüber, was das „Wesentliche“ am Menschen sei, das genetische Erbe oder die soziale Umwelt. Die zeitgenössische Biologie erachtet diese Frage in dieser allgemein

so schön angesichts kategorischer Fragen der erwähnten Art: „Stets äußert sich der Weise leise, / Vorsichtig und bedingungsweise.“ Möge der Weise nur nicht übersehen, dass es die Bedingungen sind, die er gemeinsam mit anderen, wenn nötig auch zum Vorteil der Politik, ändern kann!

gehaltenen Formulierung, vor allem im Lichte der jüngeren Forschungen zur Epigenetik, als ein Scheinproblem. – Zur Erbe-Umwelt-Thematik siehe als kurze Übersicht E. Mayr: *Das ist Biologie. Die Wissenschaft des Lebens*. Aus dem Englischen von J. Wissmann, Heidelberg / Berlin: Spektrum Akademischer Verlag 2000, Kap. 8, und E. O. Wilson: *Die Einheit des Wissens*. Aus dem Amerikanischen von Y. Badal, Berlin: Siedler 1998; Taschenbuchausgabe München: Goldmann 2000, Kap. 7. Als eine nach wie vor außerordentlich anregende Erörterung bestimmter Scheinprobleme in einer politisierten Wissenschaftslandschaft siehe S. Ossowski: „Gesichtspunkte, Thesen, Direktiven. Reflexionen über Typen von Kontroversen“. In: *Die Besonderheiten der Sozialwissenschaften*. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1973, S. 89–119.